

Léon Joseph Kardinal Suenens

## Die Hoffnung in der Kirche heute

Zu Beginn meiner Überlegungen über die Gründe, die ich sehe, um aus tiefster Überzeugung von der „Hoffnung in der Kirche heute“ zu sprechen, und zwar allen noch so aufdringlichen Gegengründen zum Trotz, gilt es, mit allem Nachdruck zu betonen: Das Christentum ist Hoffnung. Wir werden daher im folgenden zunächst deutlich machen, daß der Herzschlag des Christentums „Hoffnung“ heißt<sup>1</sup>.

Wir werden gerade deshalb nicht den Schwierigkeiten ausweichen, von denen nicht erst seit heute die Kirche heimgesucht wird, Schwierigkeiten, die ihr nicht von außen auferlegt sind, die vielmehr in ihr selbst entstanden sind und ihr schwer zu schaffen machen. Konkret meine ich damit das Phänomen der Polarisierung, dem wir übrigens auch anderwärts begegnen, das Freund-Feind-Verhältnis gegensätzlicher Tendenzen, die nach Meinung mancher Zeitgenossen die Kirche zu zersprengen drohen. Es ist aber die Frage, ob das bisherige Bild von der „Einheit“ im Sinn gesichtsloser Uniformität überhaupt dem christlichen Pulsschlag der „Hoffnung“ entspricht.

Schließlich werden wir zu untersuchen haben, ob die christliche Hoffnung nicht vielleicht die treibende Kraft ist, die dazu beiträgt, die Trennung zu überwinden, die immer noch zwischen den christlichen Kirchen besteht. Ich sage bewußt: zwischen den „christlichen Kirchen“ und nicht: zwischen der katholischen Kirche und anderen „kirchlichen Gemeinschaften“. Mit anderen Worten: wir alle müssen gemeinsam, und zwar um der *christlichen* Hoffnung willen, nach der *ökumenischen* Hoffnung fragen.

### Christentum ist Hoffnung

Heute ist vielerorts ein Pessimismus der Resignation eingezogen. Selbst Christen werden zu Schwarzsehern und mißachten, ja verneinen dadurch das Christentum; denn Christsein bedeutet in der Tat nichts, wenn der Christ nicht ein Mensch der Hoffnung ist. Der Apostel Petrus ging so weit zu sagen, ein Christ müsse in jedem Augenblick seines Lebens imstande sein, sich Rechenschaft zu geben von der Hoffnung, die ihn trägt. Dieser Satz lädt uns zu ernster Gewissenserforschung ein. Wir haben bei jeder Gelegenheit die enttäuschten Gedanken der Emmausjünger auf den Lippen: „Wir hatten gehofft, aber nun . . .“ Alles, was im Christentum zur Hoffnung veranlassen könnte, haben wir vergessen oder ins Dunkel verbannt. Hoffnung ist hier nicht mit billigem Opti-

<sup>1</sup> Der Artikel ist der leicht gekürzte Text eines Vortrags, der am 1. November 1973 in Worms gehalten wurde.



mismus zu verwechseln. Sie leugnet in keiner Weise das Übel und die Sünde in der Welt und in uns selbst, wenn sie etwas unternimmt. Sie treibt keine Vogel-Strauß-Politik.

Aber die Sonne hört nicht auf zu existieren, nur weil sie durch den Nebel, die Wolken oder die Nacht verborgen ist. Um an die Sonne zu glauben, reicht mir ein Strahl, ein einziger. Denn dahinter läßt dieser Lichtstrahl eine Welt von Helligkeit und Wärme ahnen. Viel zu viele unserer Zeitgenossen leben in Angst, in Furcht, in einseitig negativer Kritik. Nur selten heben sie den Kopf hoch, um die Sterne in der Nacht zu betrachten. Zu viele Christen – auch sie – vergessen, die Augen aufzumachen. Kein Wunder also, daß kein Stern von Bethlehem strahlend aufleuchtet, nicht über ihrem Haupt und nicht in ihrem Herzen. Diese Zeit der Finsternis und der Dunkelheit darf nicht andauern. Wir brauchen Licht, um auf dem Weg voranzukommen, wir brauchen die Hoffnung wie das tägliche Brot.

Dieser Appell an die Zuversicht gilt allen Christen. Den Christen meiner Generation, die die Kirche ihrer Kindheit nicht mehr erkennen, ja nicht einmal die Kirche von vorgestern; ihnen würde ich sagen: Schauen wir zusammen zu einigen Sternen empor. Aber auch den Jungen, die in der Kirche keinen Zukunftswert mehr sehen und bunt durcheinander gegen alles opponieren, was sie als „Institution“ ansehen; ihnen würde ich sagen: Die Kirche ist von Natur auf morgen ausgerichtet – und damit auf sie selbst. Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie Frühling und Hoffnung für die Menschen und für die Welt bedeutet. Dies kann sie jedoch nur mit ihnen, in ihnen und durch sie sein. Sie müssen das wahre Gesicht der Kirche wiederentdecken und ihr helfen, sich von innen heraus zu verjüngen.

Wenn die Christen es annähmen, „Träger der Hoffnung“ zu sein, wären sie für die Welt wie Fackeln in der Nacht. Wenn nämlich christliche Hoffnung, genährt vom Lebenssaft der Theologie, sich nicht in einen Topf gießen läßt mit simplem menschlichem Hoffen, mit Optimismus, dann gibt sie dem Christen stärkere Leuchtkraft und öffnet ihm ungeahnte Horizonte. Gott bereitet für den Menschen das vor, „was kein Auge gesehen, was kein Menschenherz geahnt hat, was über all seine Träume geht“. Die ganze Botschaft liegt in diesen Worten: Gottes Liebe zu uns ist unvorstellbar. Gott ist größer als unser Herz, unser Denken, unser Forschen. Er steht über unserer Engstirnigkeit, denn er paßt sich uns geduldig an. Er will sich mit uns auf den Weg machen, auf alle Wege der Menschen, die von Jerusalem nach Emmaus führen.

Er zeigt sich nicht gekränkt von den pessimistischen Äußerungen seiner Jünger; aber er hat ihnen Dinge zu sagen, die sie erschüttern und sie zuinnerst erglühen lassen, die sie herausreißen aus ihrer Kurzsichtigkeit und ihrer Miesmacherei. Und was er ihnen immer wieder sagt, das ist: Gott hält seine Versprechen! Der Tod hat seit dem Karfreitag nicht mehr das letzte Wort. Am Ende aller unserer Wege gibt es eine ungeheuere Hoffnung, die sich wie ein Regenbogen über unseren Häuption abzeichnet. Diese Hoffnung heißt Ostern. Sie bedeutet Versprechen und Vorahnung.

Diese Botschaft zu vergessen oder für sich zu behalten hat kein Christ jemals das Recht. Er muß sie auf Weisung des Meisters nach Jerusalem bringen, wie die Emmaus-



jünger. Und von Jerusalem muß er sie weitertragen „nach Judäa, nach Samaria“, überallhin. Das heißt heute: ins Herz der fünf Erdteile. Wir müssen die wahren Argumente für unser Hoffen gründlich wiederentdecken. Unsere christliche Hoffnung ist im Abgrund des Leids geboren. Dort hat sie ihre Wurzeln, dort schöpft sie ihre Kraft. Der Frühling kann nur aus den Samenkörnern kommen, die in der Erde sterben. Man muß Vertrauen fassen: zur Erde, die ihre Arbeit macht, und zur Sonne, die das Ihre tut und getreulich jede Morgenröte heraufziehen läßt.

Die Kirche als Institution befindet sich im Zustand der Veränderung auf allen Ebenen. Das ist völlig normal. Die Kirche, das heißt das Volk Gottes, lebt in der Geschichte und in der Zeit: sie wird zu einem guten Teil beeinflusst von der sie umgebenden Gesellschaft. Jeder Mensch, so hat man gesagt, ist mehr das Kind seiner Zeit als das seiner Eltern. Das erklärt den gewichtigen Einfluß der Geschichte und die Menge fremder Elemente und Einflüsse, die die echte Kirche verunstalten. Es genügt, in eine alte Kathedrale einzutreten, um festzustellen, wie jedes Jahrhundert seine Spuren hinterlassen hat: Unter den romanischen oder gotischen Bogen finden sich Schichten aus verschiedenen Epochen, Verzierungen der Renaissance oder des Rokoko und sonstige Stukkaturen. All das ist nicht Teil der ursprünglichen Kathedrale. Aber die Arbeit an der Wiederherstellung des ursprünglichen Zustands, die Offenlegung des Untergrunds ist nicht ohne Mühe zu bewerkstelligen, und man läuft Gefahr, den Naturstein zu beschädigen, wenn man zu unbedachtsam vorangeht. Im Lauf der Jahrhunderte häufen sich wertvolle Schätze an, aber auch bizarre Elemente. Diese schaffen Zwänge und Verpflichtungen. So muß sich die Kirche ständig absetzen von ihrer eigenen Geschichte und sich in dem ursprünglichen Spiegel, im Antlitz ihrer Geburt betrachten.

Um sich anhand eines präzisen Beispiels über solche Zusammenhänge Klarheit zu verschaffen, ist es interessant, die Geschichte Papst Pius' IX. nachzulesen, und zwar zu dem Zeitpunkt, als der Kirchenstaat am Zerfallen war. In der Tat liegt die Epoche des Ersten Vatikanischen Konzils, in deren Verlauf die Truppen Garibaldis durch die Porta Pia in das päpstliche Rom eindrangen, gar nicht so weit zurück. Und dennoch: Welch eine Welt trennt uns von damals! Zu jener Zeit erschien der gesamten Christenheit wie Pius IX. selbst die Erhaltung des Kirchenstaats wesentlich für das Leben der Kirche. Die Zuaven aus Belgien und Holland, die sich anboten, für die Sache des Papstes zu sterben, verteidigten die Freiheit der Kirche. Sie kämpften für die Unabhängigkeit der geistlichen Macht, eine Unabhängigkeit, die damals an ein territoriales Statut gebunden war. Den Kirchenstaat verteidigen hieß also, den Primat des Papstes und seine vollkommene Ausübung verteidigen.

Es ist Tatsache, daß sich das internationale Recht seit jener Epoche weiterentwickelt hat. Man hat ein Statut erarbeitet, das solchen Institutionen wie UNO und UNESCO nach internationalem Recht volle juristische Anerkennung gewährt, ohne daß diese Institutionen ein Territorium besitzen. Die Freiwilligen, die den Kirchenstaat gegen die Truppen Garibaldis verteidigten, erfüllten ihren Auftrag mit einer religiösen Überzeugung, die Bewunderung verdient. Aber das hindert die Geschichtsschreibung von



heute nicht daran, festzustellen, daß das Verschwinden des Kirchenstaats eine weitgehende geistige Befreiung für die Kirche und das Papsttum bedeutete. Es ist eine „felix culpa“, die von der Geschichte jeden Tag neu bestätigt wird. Es war die Tragik jener Epoche, nicht rechtzeitig eine Entwicklung erkannt zu haben, die nicht nur unvermeidbar war, sondern sich sogar zum Wohl der Religion auswirken sollte.

Ich habe dieses Beispiel gewählt, obwohl es andere, gleichwertige gibt. Die Lehre, die sich daraus ergibt, bleibt auch für unsere Zeit gültig. Sie macht uns klar, daß die Wege Gottes nicht die unseren sind, daß seine Denkweise nicht mit unserem beschränkten menschlichen Wissen zu vergleichen ist. Sie zeigt uns, was für jeden Christen die am ehesten angebrachte Verhaltensweise bleibt: Sich Gott öffnen und im Glauben annehmen, was er in seiner Liebe für uns, für seine Kirche und für die Welt vorhat, obwohl diese Absichten in unseren Augen manchmal abwegig erscheinen. Echter Glaube ist ein Glaube, der zur Hoffnung hinführt und der Gott trotz aller Schwierigkeiten zu danken weiß.

### Die Hoffnung und die Polarisierung der Tendenzen

Jedes Land hat seine eigenen Spannungen. Ich möchte nicht in die Einzeldarstellung konkreter Situationen eintreten, da diese von Land zu Land verschieden sind. Vielmehr möchte ich eine Frage allgemeiner Art beantworten, die die Zeitschrift „Concilium“ mir vor kurzem gestellt hat: „Wie können wir unnötige Polarisierungen überwinden?“ Die Antwort soll ein Bemühen sein, hin zu konkreter, wahrer Hoffnung unter Gläubigen derselben Kirche zu gelangen.

Die Frage schließt schon die Annahme ein, daß es eine legitime Randzone gibt, die offen ist für unvermeidbare unterschiedliche Tendenzen und Akzentsetzungen. Wie aber läßt es sich vermeiden, daß diese Tendenzen und Akzentsetzungen sich verhärteten und sich in Sektierertum verkehren, anstatt zur gegenseitigen Bereicherung beizutragen? Das bedeutet mit anderen Worten: Wie können Christen miteinander in Frieden leben, wenn sie sich gleichzeitig gegeneinander in Gruppen und Fraktionen aller Art aufteilen?

Ich sehe nur diese eine Lösungsmöglichkeit: das unablässige Herausarbeiten dessen, was den tiefsten Grund der christlichen Gemeinschaft ausmacht, unserer lebendigen Einheit in dem einen und selben Christus, dem Herrn und Meister jedes Lebens. So bin ich überzeugt, daß wir die Antwort in der Ebene der lebendigen Erfahrung suchen müssen. Die Mathematik sagt uns, daß zwei Größen, die jede einer dritten gleich sind, auch untereinander gleich sind. In die Ebene der christlichen Sicht übertragen, bedeutet das, daß wir dieses Grundaxiom in den Vordergrund rücken müssen: Christen werden über alles, was sie trennt, eins sein in dem Maß, wie sie sich von Christus und dem Evangelium lebendige Fragen und Forderungen stellen lassen, in dem Maß, wie sie leer von sich selbst zu werden vermögen, um Christus in sich, durch sich und über sich hinaus als ihre Einheit gelten zu lassen.



Das Christentum ist nicht in erster Linie eine Ideologie, ein System. Es ist vielmehr die Begegnung mit dem lebendigen Gott in Jesus Christus. Es verlangt von uns, daß wir seine Grundforderung leben, die in der Liebe zu Gott und zum Mitmenschen besteht. Und dies beginnt „zu Hause“. Der Apostel Paulus spricht davon, daß die gegenseitige Liebe zwischen den „Hausgenossen im gleichen Glauben“ Vorrang vor allem anderen hat. Dies ist die Ausgangsbedingung jeder Bemühung um Einigung, das Klima, das solche Einigung unabdingbar voraussetzt. Der verstorbene Patriarch Athenagoras hat im Blick auf die ökumenischen Gespräche unablässig auf diesen „Dialog der Liebe“ gedrängt, der von Lebensweisheit getragen und der kürzeste Weg zur sichtbaren Einheit ist. Diese Liebe kann aber wiederum nicht in sich selbst eingeschlossen bleiben, sonst schüfe sie nur ein erweitertes Getto. „Lieben bedeutet nicht einander anschauen“, hat Saint-Exupéry gesagt, „sondern miteinander in die gleiche Richtung schauen.“

Es bedarf also, um die Zentrifugalkräfte zu überwinden, eines gemeinsamen Blicks auf Gott und auf die Menschen. Was die Beziehung zu Gott, dem gemeinsamen Vater der Gläubigen, betrifft, geht es darum, sich ihm zu öffnen im Hören auf sein Wort. Wir müssen uns miteinander vom Wort des Evangeliums aufschrecken lassen, müssen uns rechristianisieren, reevangelisieren lassen. Dieser Forderung kann man sich nicht entziehen. Wir alle sind – mehr oder weniger – belastet mit dem Erbe von Verengungen aus der Vergangenheit und mit unseren eigenen aktuellen Verengungen. Wir bedürfen einer gründlichen Reinigung, damit so die Grundsicht des Evangeliums unter allen von geschichtlichem Zufall und menschlicher Sünde verursachten Überlagerungen wieder zum Vorschein kommt. Wir müssen unseren tragenden Ursprung wiederentdecken.

Dieser gemeinsame Blick auf Gott bedeutet: Hören auf Gott, Öffnung zueinander und gemeinsames Gebet. Wir müssen unablässig in aller Ehrlichkeit und aller Loyalität miteinander das Vaterunser wieder neu sprechen lernen und dem Geist Raum geben, damit er uns das Gebet eingibt, das er allein durch seine Inspiration in uns wirken kann. Ich glaube, daß die derzeitige charismatische Bewegung, wie sie in der katholischen Kirche und in den anderen christlichen Kirchen am Werk ist, ihren Wert darin hat, daß sie alle Christen das Gebet lehren könnte, welches aus der Kraft des Geistes die Einheit wirkt. Als typisch für die „prayer groups“, die im Zusammenhang mit dieser geistlichen Strömung entstehen, ist zu bemerken, daß sich in ihnen sehr oft Christen der verschiedensten Richtungen zusammenschließen. Sie bieten uns ein deutlich sichtbares praktisches Beispiel einer lebendigen Einheit, die von Polarisierungen befreit, ja sie aufhebt.

Um dieser Einigung willen bedarf es auch eines gemeinsamen Blicks auf die Menschen. Man muß sich miteinander herausfordern lassen durch die gemeinsamen Nöte und die gemeinsamen Hoffnungen einer Menschheit, die in gespannter Erwartung lebt. Diese Öffnung zur ganzen Weite der Weltwirklichkeit relativiert uns, das heißt: sie verleiht uns ein neues Proportionsempfinden, eine neue Perspektive, die frei macht für die großen Forderungen der Stunde und einlädt, uns auf die lebendige Botschaft des Evangeliums zu konzentrieren.



Die Kirche kann sich nicht in sich selbst einkapseln. Sie kann sich auch nicht mit dem Reich Gottes gleichsetzen. Aber sie muß auf die Stunde seines Kommens hindrängen und ihm den Weg bereiten. Ein großer, ausgefeilter Plan zur Einigung der Menschen und erst recht der Christen hat keinen Wert. Wenn Christen gemeinsam handeln, ist dies ein sicherer Weg zur Einheit, selbst wenn dieser Weg nicht direkt zur vollen Gemeinschaft im Glauben führt. Dies gilt unter der Bedingung, daß man diese Einheit nicht in einem bloßen sozialen Pragmatismus erträumt. Das gemeinsame Handeln ist auch eines der mächtigsten Mittel, einander gegenseitig zu entdecken und zu einem wahren und tiefgreifenden Aufeinanderhören zu gelangen.

Das Aufeinanderhören ist ein seltenes Geschenk, denn es setzt voraus, daß man leer von sich selbst wird, daß man sich dem anderen in reinster Aufmerksamkeit zuwendet. Darum läßt es sich auch nur nach und nach erlernen. Dabei muß man hören können, was gesagt wird, bisweilen aber noch mehr das, was nicht gesagt wird: die unausdrücklichen Voraussetzungen beim Redenden, seine untergründigen Erwartungen. Es gilt, hinter den Worten die letzte Absicht der Aussage aufzudecken. Wesentlich ist es dabei, vor jeder Eröffnung einer Diskussion mit dem anderen eine gute Zielansprache für den gemeinsamen Weg des Gesprächs zu treffen. Wenn man ihn überzeugen will, muß er seinerseits die Gewißheit gewinnen können, daß er selbst verstanden wird, daß man jenen Teilaspekt der Wahrheit, der ihn besticht und den er uns entgegenhält, begriffen hat. Jeder Mensch hat den Wunsch, in dem, was er an Gutem in sich trägt, verstanden zu werden. Dazu sagte Paul VI. in einer Ansprache an das Sekretariat für die Nichtchristen: „Ein Dialog ist nicht möglich ohne ein vertieftes Verständnis unseres Gesprächspartners. Dieses noble Vorhaben fordert vom Menschen eine große Hochherzigkeit, eine wahre Askese. Es ist notwendig, die Grenzen hinter sich zu lassen, die gesetzt werden von jeder Sprache, von den kulturellen Denkvoraussetzungen, von Polemik und Mißtrauen, um sich so zu öffnen für die Selbstüberwindung und für die Universalität.“ Man möchte wünschen, daß wir auch im Gespräch zwischen den Gläubigen der gleichen Kirche die gemeinsame Wellenlänge entdeckten, um so die Schallmauer zwischen uns durchbrechen und alle Exklusivismen überwinden zu können. Es ist höchste Zeit, daß wir die brüderliche Einheit unter Christen wieder finden. Wenn diese Einheit erst einmal in der Tiefe unseres Wollens verankert ist, wird die Öffnung gegenüber entgegengesetzten Tendenzen einen Wandlungsprozeß zu gegenseitiger Komplementarität einleiten.

Schlecht ist nicht die Verschiedenheit an sich, sondern erst eine Verschiedenheit, die Ausschließlichkeit beansprucht, die die Öffnung zur volleren Gemeinschaft verweigert. Ein Diamant wird durch die Vielzahl seiner Facetten nur bereichert: das eine Licht bricht sich in ihm und entfaltet sich in vermehrtem Glanz. In Gott ist die Verschiedenheit genauso hoch zu bewerten wie die Einheit. Es ist eben die gegenseitige Durchdringung der göttlichen Personen, welche den eigentlichen Triumph ihrer eigenen Personallität ausmacht: Die Beziehung zur jeweils anderen Person ist für die göttlichen Personen konstitutiv, in ihrem Ursprung mitenthalten. In Gott, der die lebendige Liebe



ist, ist die Gegenseitigkeit der Personen selbst lebendige Wirklichkeit. Jede Diskussion über die christliche Einheit erhält ihr Licht vom Geheimnis der Trinität, die Quelle und Urbild dieser Einheit ist.

### Die ökumenische Hoffnung in dieser Stunde

Am Start der ökumenischen Bewegung, wie er in der katholischen Kirche während der sechziger Jahre ausgelöst wurde, gab es einige große, spektakuläre Ereignisse. Um nur eins zu nennen: Das Treffen Pauls VI. mit Patriarch Athenagoras in Jerusalem, Konstantinopel und Rom erschien wie aus einem Mund in der Weltpresse. Danach war Schweigen. Man hat 1972 unter dem Titel „*Livre de la Charité*“ an 300 Dokumente veröffentlicht, die in den letzten Jahren zwischen Rom und Konstantinopel ausgetauscht wurden. Aber das geschah ohne Lärm und auf einer Höhe, die sich den Massenmedien entzieht. Von Zeit zu Zeit spürt man auf dem Feld ökumenischer Annäherung einen gewissen „atmosphärischen Druck“, aber es handelt sich da meist um einen „Betriebsunfall“. Ich würde sagen: Der schlimmste Augenblick, der den Ökumenismus bedrohte, war vor zwei Jahren das Projekt der „*Lex fundamentalis*“, der Plan, ein neues Kirchenrecht zu schaffen. Aber es scheint, die Bedrohung hat nachgelassen. Es bleibt zu hoffen – und insoweit erweist sich die ökumenische Bewegung als unaufhaltsam –, daß man sie mit Riesenschritten voranbringt, hin auf die Wiederherstellung der sichtbaren Einheit unter den Christen. Das erste Jahrtausend war im großen und ganzen das der ungeteilten Kirche. Das zweite Jahrtausend – von 1054 bis heute – das Jahrtausend der zerrissenen Kirche. Man darf hoffen – aus der von Gott geschenkten Hoffnung wie aus theologischer Zuversicht –, daß ein drittes Jahrtausend das der Rückkehr zur vollen Einheit sein wird.

Man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß in der Kirche jedes Bemühen um Übereinstimmung von Einheitlichkeit und Vielfalt schon aus sich heraus ein ökumenisches Bemühen ist. Jeder Schritt, der uns von der uniformen Einheit zu einer Einheit in Vielfalt bringt, ist ein Fortschritt im Heiligen Geist, dem Schöpfer echter Einheit.

Eins scheint mir im Augenblick bedeutsam: Der Ökumenismus darf nicht einem Kreis von Spezialisten vorbehalten bleiben; man muß ihn auf allen Ebenen der Kirche und zu gleicher Zeit vorantreiben. Vor allem darf es auf der Ebene des Gottesvolks nicht dazu kommen, daß man die schmerzliche Erfahrung des Konzils von Florenz im 15. Jahrhundert von neuem durchmacht: Damals war die Einheit zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche auf höchster Ebene – zwischen den Hierarchien – wiederhergestellt, wurde aber dann durch das Volk zurückgewiesen, das in keiner Weise auf diese Kircheneinigung vorbereitet war.

Der Ökumenismus muß darum die ständige Sorge aller Christen sein, Theologen wie Nichttheologen. Je mehr ein Christ das Evangelium mit dem Herzen eines Kindes annimmt, um so mehr ist er zugänglich für den Auftrag des Meisters, der will, „daß alle



eins seien“. Diese besondere Offenheit für den Geist Gottes, die echten Christen eigen ist, muß ganz hoch veranschlagt werden. Von daher kommt die außerordentliche ökumenische Bedeutung einer Reihe von „Offenbarungen des Geistes“ mitten im Volk Gottes, die sich zur Zeit vor unseren Augen abspielen.

Ich denke da besonders an den ökumenischen Beitrag der „charismatic renewal“, die in ihrer katholischen Form 1966/67 von Amerika ausging und sich zur Zeit auf Europa ausbreitet, übrigens in sehr eindrucksvoller Weise. Alles, was die Christen einem neuen, experimentierfreudigen Sinn für das geistliche Leben öffnet, ist ein Antrieb zur Einheit. Denn der wahre ökumenische Dialog geschieht nicht in erster Linie horizontal, von einer christlichen Konfession zur anderen, sondern vertikal. Der Weg der Einheit geht vom Herzen jedes Christen aus zu Jesus Christus. In ihm und in seinem Geist entdecken wir uns als Brüder. Einheit entsteht unter uns, wenn wir uns mit demselben Christus in ganzer Treue zu seinem Wort verbinden; denn er ist es, der sie in uns vollbringt.

Die Erfahrung gemeinsamen Gebets unter Christen verschiedener Überlieferung ist von kapitaler Bedeutung. Der Ökumenismus braucht diese lebendige Gebetsgemeinschaft, um nicht Gefahr zu laufen, als reiner Sozial-Pragmatismus zu gelten. Die größte Gefahr, die im Augenblick dem Ökumenismus auflauert, scheint mir die Tendenz zur Säkularisierung zu sein, mit anderen Worten: Die Versuchung, alles in Klammern zu setzen, was zum reinen Glauben gehört, und nur darauf abzielen, gemeinsam alle christlichen Kräfte in den Dienst dringender sozialer und politischer Aufgaben zu stellen. Es ist sicher wahr, daß das Evangelium vielfältige und fordernde Widersprüche enthält – ein kraftloser Pietismus ist nichts als eine Karikatur wahrer Frömmigkeit, die sich in Konflikten bewährt –, aber die Beschränkung und Verengung des Evangeliums auf das rein Soziale ist eine Verkenning des ureigensten Wesens des Christentums, ist geradezu die Verneinung seiner Existenzberechtigung.

Auf der Ebene des christlichen Volks gibt es vielversprechende ökumenische Erfahrungen. Alle Welt kennt – auf dem Gebiet der Annäherung der Konfessionen untereinander – die Rolle von Taizé in Frankreich. Auch in Deutschland gibt es seit einigen Jahren einen Ort, der, wenn auch noch wenig bekannt, allen Besuchern bemerkenswerte Erfahrungen vermittelt hat. Es handelt sich um das Dorf Ottmaring bei Augsburg, das man das ökumenische Dorf nennen kann. Dort machen Lutheraner und Katholiken eine Grunderfahrung, die Erfahrung christlichen Zusammenlebens. Jeder achtet die Tradition, die Herkunft des anderen, und doch erlebt man dort schon in erstaunlichem Maß die Einheit in Liebe. Das ist eine Vorwegnahme der kirchlich wiederzufindenden Einheit, Demonstration einer christlichen Tatsache, Zeugnis dafür, was lebendiger Glaube verwirklichen kann.

Erinnern darf ich an die Initiative Wormser Katholiken, die zum „Wormser Memorandum“ geführt hat. Wenn da aus gegebenem Anlaß katholische Laien und Geistliche gemeinsam um ihrer lutherischen Brüder willen von Papst Paul VI. vertrauens- und hoffnungsvoll „ein klärendes Wort zur Person und Lehre Martin Luthers aus heutiger katholischer Sicht im Interesse der Vertiefung ökumenischer Arbeit“ erbitten, dann



ist dies alles andere als lediglich ein spektakulärer Schritt. Es ist ein Fortschritt im Blick auf ein gemeinsames Ziel. Der griechische Philosoph Diogenes antwortete, als ihm jemand entgegenhielt, „Bewegung sei unmöglich“, auf die einfachste Methode, die es gibt: Er setzte sich in Marsch. Das ist die beste Lösung eines Problems: die „Lösung durch Gehen“. Die Erfahrung von Worms ist von der gleichen Art: „Lösung durch Tun“. Und die Erfahrung von Ottmaring heißt: „Lösung durch Lieben“, durch tägliche tätige Liebe.

Nichts kommt Erfahrungen wie diesen gleich. Es gilt an Gott, den Meister des Unmöglichen zu glauben. „Sie wußten nicht, daß dies unmöglich war“, hat man eines Tages aus Anlaß einer kühnen Initiative gesagt, „also haben sie es getan.“ Wir haben die Tugend der Klugheit überbewertet zum Schaden der Tugend des Glaubens.

Muß man es noch sagen, daß eine derartige Annäherung in Gebet und täglich gelebter Liebe in einer zur Welt offenen Gemeinschaft in keiner Weise das Gespräch unterdrückt, das ständig unter qualifizierten Theologen erforderlich ist? Ich glaube, man kann ohne Furcht sagen: Es hat bedeutende Schritte gegeben. In Belgien wurde 1971 eine gemeinsame Erklärung der christlichen Kirchen zur Taufe veröffentlicht, die einen bedeutenden Markstein in unserer ökumenischen Entwicklung darstellt. In England kam es am 7. September 1971 zwischen Katholiken und Anglikanern zur Vereinbarung von Windsor Castle über die Eucharistie. In Frankreich geht die Vereinbarung vom Dombes (6. – 9. September 1971) in die gleiche Richtung. Neuerdings ist der vollständige Berichtstext veröffentlicht worden, der die Arbeiten der gemischten lutherisch-katholischen Studienkommission in Rom über das Thema „Evangelium und Kirche“ zusammenfaßt: dort ergaben sich wieder weite Gebiete der Übereinstimmung über eine gegenseitige Anerkennung der Ämter und nützliche Empfehlungen, wie die Zeit zu beschleunigen sei, in der die Interkommunion möglich wird. Man muß hier noch die Vereinbarung über die Ämter hinzufügen, die 1973 durch die internationale Anglikanisch-Katholische Kommission getroffen wurde. In den Vereinigten Staaten hat man vor kurzem ein Buch unter dem bezeichnenden Titel veröffentlicht: „Können Episkopale und Römische Katholiken je zusammenkommen?“

Vor einigen Monaten erhielt ich von einem anglikanischen Bischof, Dr. Mervyn Stockwood, einen Artikel, den er in „The Catholic Herald“ veröffentlicht hatte. Er lud mich dann freundlicherweise zu einem öffentlichen Gespräch mit ihm ein. Sein Artikel führt in sieben Vorschlägen ökumenische Wünsche auf, die wir uns gemeinsam aneignen sollten, und so stellt er eine dringende und erregende Einladung dar, in derselben Richtung voranzukommen. Ich kann hier nicht alle Vorschläge anführen. Aber ich möchte gern sagen, daß ich den ersten Vorschlag nur unterschreiben kann – er ist der Schlüssel für die anderen: „Wir sollten uns versprechen, daß wir nicht getrennt tun, was wir guten Gewissens zusammen tun können. Das würde ein weites Feld einnehmen: Schriftlesung, Gebetsgruppen, Verkündigung, Werke der Wohltätigkeit.“

Dies sind also im Fortschritt des Ökumenismus einige Gründe zum Hoffen. Aber sie sind nur als Zeichen vorhanden. Ich glaube, daß die Erneuerung der Christen im Augenblick dabei ist, gemeinsam die Wirklichkeit des Heiligen Geistes zu erfassen für das



Werk, das heute innerhalb und zwischen den christlichen Kirchen zu tun ist. Diese lebendige Hoffnung, die ich ausgesprochen habe, kam auf dem Theologenkongreß 1970 in Brüssel in einem Wunsch zum Ausdruck, der zwar wie ein Traum ist, aber ein Traum, der helfen könnte, die Realität von morgen zu schaffen. Ich erlaube mir zum Schluß, diese Worte wiederaufzugreifen.

Ich weiß nicht mehr als Sie, wann die Stunde der wiedergefundenen Einheit schlägt. Ich glaube auch, daß die Christen meiner Generation dazu bestimmt sind, wie Moses das Gelobte Land nur auf seiner Schwelle zu sehen. Wenn die Zeichen der Zeit nicht täuschen, darf man glauben, daß die Stunde der Wiederkehr der sichtbaren Einheit der Christen nahe ist.

Der Stern, der die Weisen nach Bethlehem führte, ist am Firmament des Ökumenismus schon aufgeleuchtet. Die Pilger der Einheit haben sich von neuem auf den Weg gemacht; der Weg ist noch steinig und die Spuren sind ungenau: man ist noch in der Wüste. Aber im Unterschied zu den Weisen aus dem Morgenland, für die ja nur die Legende Namen erfunden hat, haben die Pilger von heute bekannte Namen, und wir kennen ihre Gesichter. Sie sind beispielsweise Lutherischer Bischof von Oldenburg, Anglikanischer Erzbischof von Canterbury, Ökumenischer Patriarch von Konstantinopel, Papst und Bischof von Rom. Sie haben sich nach dem Bethlehem der Einheit aufgemacht, ja manche ihrer Wege haben sich schon gekreuzt.

Jeder bringt die Reichtümer seines Landes: Gold, Weihrauch und Myrrhe: Die Kirche des Petrus bietet ihre Tradition der Einheit dar, zur Ordnung der Welt. Die Kirche des Johannes bringt den Weihrauch ihrer mystischen und geistlichen Tradition dar. Die Kirche des Paulus hält heilige und prophetische Bücher in ihren Händen. Sie kommen vorwärts, aber manchmal hört der Stern über ihren Häuptern auf zu glänzen, und sie müssen sich wieder über den Weg orientieren. Alles deutet darauf hin, daß sie nicht mehr weit von Bethlehem sind.

Vielleicht haben sie zuerst, genau wie die Weisen, zusammen die Mutter zu treffen, darauf das Kind. Eine Rückkehr ins Heim der entzweiten Kinder wäre kaum zu verstehen, ohne daß die Mutter gleich auf der Schwelle stände, um sie zu empfangen und sie zum Herrn zu führen. Was die Weisen in der Grotte entdeckt haben, war nicht der Gott, den sie sich vorgestellt hatten: Gott nahm ein Gesicht an, das ihre Berechnungen, ihre Vermutungen in Verwirrung brachte, das aber ihre Hoffnungen übertraf: Der Emmanuel lag in einer Krippe, ein armes Kind, in Windeln gewickelt.

Wäre dies nicht das Symbol dieses Christentums, ein Heim der Übereinkunft, befreit von allem was ihm nicht wesentlich ist? Ein Symbol der Einfachheit eben dieses Gottes. Dieses Christentum, entkleidet von allem, was nicht echt und einfach ist, wollen wir zusammen leben!

Ich weiß nicht, wo und wie sich das endgültige Treffen ergibt. Wird es ein Drittes Vatikanum sein? Vielleicht. Aber warum sollte das Zusammentreffen nicht dort stattfinden, wo die Krippe des Christentums stand? Warum sollte nicht das Konzil der Wiedervereinigung ein zweites Konzil von Jerusalem sein?